Nr. 612. XXXII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Mittwoch, 2. Dezember 1903.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

„Erfolgverheißende" Schritte
zur Beseitigung des Lehrermangels in Westpreußen

hat nach einem durch die ostdeutschen Blätter gehenden Zeitungsartikel die Staatsregierung getan beziehungsweise in Aussicht genommen. Es ist die weitere Vermehrung der Seminare und Präparandenanstalten beabsichtigt. Außerdem werden die Mittel zur Unterstützung der Seminaristen und Präparanden mit dem Beginn des neuen Rechnungsjahres bedeutend erhöht werden. Die durchschnittlichen Jahresunterstützungen sollen für jeden Seminaristen 120 Mark bis 210 Mark, für jeden Präparanden 90 Mark bis 180 Mark betragen. Im Regierungsbezirk Marienwerder ist die Neuerrichtung von zwei Präparandenanstalten und zwei außerordentlichen Präparandenkursen beabsichtigt. Die Kreisschulinspektoren und Lehrer sind „angewiesen", „für den Lehrerberuf geeignete Kinder auf die ihnen gebotenen Vorteile hinzuweisen und nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß schon die nach Ostern 1904 beginnenden Präparandenkurse genügende Teilnahme finden."

Diese „erfolgverheißenden" Schritte sind nicht von gestern und heute. Sie werden seit lange unternommen, aber die „Erfolge" sind bisher ausgeblieben und werden ausbleiben, solange die weit unter dem Kurs für geistige Arbeit stehenden Gehälter in den Ostprovinzen gezahlt werden. In Westpreußen speziell ist die etatsmäßige Besetzung der Seminare und Präparandenanstalten lange nicht erreicht worden, und außerordentliche Seminarnebenkurse kamen im letzten Jahre überhaupt nicht zu stande.

Die Mehrzahl der jungen Lehrer in den Ostprovinzen treten mit 660 Mark neben Wohnung und Feuerung ins Amt, erhalten also eine monatliche Besoldung von 55 Mark. Wenn die betreffenden Stellen nun auch noch mit einer Landdotation versehen sind, die auf das Bargeld angerechnet wird, so kann der junge Lehrer, der auf Eröffnung eines agrarischen Betriebes nicht eingerichtet ist, unter Umständen noch einen wesentlichen Teil seines Einkommens einbüßen. Nach vier Dienstjahren steigt das Gehalt auf 840 Mark, nach sieben Dienstjahren auf 940 Mark. Solange das Kultusministerium diese Besoldung für ausreichend hält, wird es wohl nicht viel nutzen, daß Lehrer und Kreisschulinspektoren „angewiesen" werden, „für den Lehrerberuf geeignete Kinder auf die ihnen gebotenen Vorteile hinzuweisen." Die Summen, die die Unterrichtsverwaltung für die Unterstützungen an Seminaristen und Präparanden zahlt, stehen in gar keinem Verhältnis zu den späteren Besoldungen. Und doch wollen die Anstalten sich nicht füllen. Man sollte eigentlich meinen, daß die Unterrichtsverwaltung das Unangemessene derartiger Werbungen selbst empfinden und vor allen Dingen erkennen müßte, daß auf diese Weise tüchtige und für ihren Beruf begeisterte Lehrer nicht zu gewinnen sind. Wenn die Eingefangenen später zur Erkenntnis ihrer Lage kommen, dann entsteht die oft getadelte „Unzufriedenheit". Bei ausreichender Besoldung wirbt die Schularbeit für sich selbst.

---

* Der deutsche Geschäftsträger in Washington hat jetzt offiziell dem Gesandten der **Republik Panama in Anerkennung seitens des deutschen Reiches** notifiziert. Von unserem Washingtoner H.-Korrespondenten erhalten wir darüber folgendes Privat-Kabeltelegramm via Azoren-Emden:

Die Note, durch die der deutsche Geschäftsträger Freiherr von dem Busche-Haddenhausen den Gesandten der Republik Panama davon in Kenntnis setzte, daß die deutsche Regierung die Republik Panama voll anerkenne, schloß: „Die Regierung Seiner Majestät des deutschen Kaisers drückt die aufrichtigsten Wünsche für das Wohl und Glück der neuen Republik aus und hofft auf immer freundliche Beziehungen zwischen ihr und dem deutschen Reiche."

Bunau-Varilla antwortete: „Der gnädige und freundliche Ausdruck des Wohlwollens der Regierung Sr. Majestät gegenüber der neuen Republik wird nicht verfehlen, die Regierung und die Bevölkerung Panamas tief zu rühren. Ich wünsche, die erste ausgesprochene Empfindung beim Beginn unserer amtlichen Beziehungen soll Ihrer Regierung im Namen der meinigen unseren heißen Wunsch einer baldigen Wiederherstellung der kostbaren Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers und Königs übermitteln. Hierbei schließt sich das Volk Panamas allen denen an, welche seine weise, humane und friedenstiftende, daher christliche und civilisierende Politik bewundern."

---

* Zum Posten des **zweiten Vizepräsidenten des Reichstags** wird, wie wir hören, von nationalliberaler Seite entweder Professor **Paasche** oder **Prinz Schönaich-Carolath** vorgeschlagen werden.

Präsident Roosevelt und die Deutschen.

(Von unserem Korrespondenten.)

Newyork, Ende November.

Gelegentlich der Feier des Deutschen Tages in Washington hielt Präsident Roosevelt eine aufsehenerregende Rede über die Bedeutung des deutschen Elements für die Vereinigten Staaten, in der er unter anderem folgendes bemerkte:

„Von den Tagen ab, da sich auf dem Festlande Kolonie an Kolonie zu gliedern begann, hat das Deutschtum unter den Amerikanern immer mehr an Einfluß gewonnen. Ich brauche nicht auf jene Zeiten zurückzugreifen, in denen die ersten deutschen Auswanderer sich hier heimisch machten, aber auf jene Tage, als am Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts die Germanen in Masse hereinzuströmen begannen. Aber ich möchte Ihnen eine Tatsache ins Gedächtnis zurückrufen, die ich aus den Aufzeichnungen meiner Vorfahren entnommen habe. Das erste Oberhaupt deutscher Geburt der Munizipalverwaltung der Stadt Newyork war ein gewisser Leisler, der im Jahre 1680 den Bürgermeisterstuhl innehatte. Unter seinen Stadtvätern befand sich auch ein Alderman mit Namen Roosevelt, einer meiner Ahnen. Sie wissen, wie sich die deutsche Einwanderung in starken Kontingenten Pennsylvanien zuwandte. Nicht minder stark aber war das germanische Element im Mohawktale in Newyork, und auch im mittleren und westlichen Maryland traf man viele kernhafte Deutsche. Im Unabhängigkeitskriege war der Deutsche Herkimer eine jener hervorragenden Persönlichkeiten, die von Newyork aus ihre Kraft und ihre Bedeutung in den Dienst der guten Sache stellten, und Herkimers Kriegstaten im Mohawktale bedeuteten einen Wendepunkt im Kampfe mit England. Zum Andenken an diesen Helden hat eine Grafschaft Newyorks ihren Namen nach ihm erhalten. Erst kürzlich betrat ich das Schlachtfeld von Antietam in Maryland. Dort steht als Gedächtniskirche ein Gotteshaus der deutschen Lutheraner, das im Jahre 1768 erbaut wurde. In der Kirche ist aufbewahrt eine Liste seiner Pastoren, sämtlich deutsche Namen, und viele der bunten Kirchenfenster weisen als ihre Stifter echte Germanen vor. Mancher Deutscher ist dort verzeichnet, der im Bürgerkriege sich in das Maryland-Regiment einreihen ließ, das in der Hauptsache sich aus Bürgern deutscher Abkunft rekrutierte. Im Bürgerkriege war die Haltung der Deutschen, nicht nur der von Maryland, sondern aller, die den Spaten mit der Flinte vertauscht hatten, unsterblich. Missouri würde fraglos nicht zur Union gehalten haben, wenn nicht die dortigen Deutschen ihren Einfluß geltend gemacht hätten."

So interessant auch diese Aufführungen sind, und so gewichtig sie dadurch werden, daß sie von keinem Geringeren als dem Präsidenten der Republik ausgehen, so verdient es doch Erwähnung, daß der Umstand, daß die deutschen Generäle Steuben, Kall und Mühlenberg im Unabhängigkeitskriege eine so große Rolle spielten, vom Redner leider übersehen wurde. Noch bedauerlicher aber ist es, daß die ganze Rede nur in der deutsch-amerikanischen Presse eine ausführliche Wiedergabe fand, von der englischen aber meist totgeschwiegen oder nur ganz kurz angeführt wurde.

---

* Der **Bureaukratismus** scheint den Deutschen, wenigstens den Norddeutschen, unheilbar in den Knochen zu liegen. Anders kann man sich die Hetze nicht erklären, die jetzt gegen einen Mann aufgeniert worden ist, der ausnahmsweise einmal nicht die bureaukratische Leiter erkletert hat. Es handelt sich um Dr. **Rohrbach**, den neuen Kommissar für Südwestafrika. Die Regierung hat den sehr vernünftigen Gedanken gefaßt, endlich mit dem System der großen Landkonzessionen zu brechen und die Ansiedelung von Farmern zu begünstigen. Rohrbach soll nun die Verhältnisse im Schutzgebiet prüfen und dann praktische Vorschläge machen. Nun ist zwar Dr. Rohrbach kein Assessor, auch kein Leutnant, sondern Theologe, aber er ist trotzdem nicht der erste Beste. Ja, wir meinen, daß die Berichte, die er über seine großen Reisen in Asien erstattet hat, ihn zu einer solchen Aufgabe besonders qualifiziert erscheinen lassen. Aber Rohrbach ist kein Mitglied der Bementenkaste, und so stürzen sich die alldeutschen Blätter wie Fleischerhunde auf ihn. Noch ist Rohrbach erst acht Wochen in Südwestafrika, und schon veröffentlicht man einen albernen Bericht aus Südwestafrika, wonach Rohrbach am Abend auf der „Farm Hoffnung" angekommen sei, dort Bier getrunken (!) und Tabak geraucht (!) habe und am anderen Morgen weitergeritten sei. Mit Recht bemerkt die „Hilfe" zu dieser blöden Hetze:

„Daß Rohrbach Gegner hat, ist nicht verwunderlich. Er war weder Jurist noch Soldat, er war „nur" ein wissenschaftlich gebildeter Mann, und was in anderen Ländern, in Frankreich und England, ganz und gäbe ist, das ist bei uns etwas Unerhörtes. Da wird denn flugs die Jagd auf den Wünschen eröffnet. Das ist, wie gesagt, nicht verwunderlich, aber zu bedauern, lebhaft zu bedauern ist es, daß sich in Deutschland eine Presse findet, die hier Treiberdienste tut. Hatten die Blätter vom Schlage der „Täglichen Rundschau" Bedenken gegen Rohrbach, warum sind sie nicht hervorgetreten, als die Nachricht von seiner Ernennung bekannt wurde, und Rohrbach noch Gelegenheit hatte, auf ihre dunklen Andeutungen Zug um Zug zu antworten? Sie geben vor, erst Taten Rohrbachs haben abwarten zu wollen. Und nun urteilen sie auf Grund des Berichtes eines anonymen Briefschreibers, nachdem Rohrbach ausgerechnet 14 Tage im Lande gewesen ist. Die noble Kampfesart erreicht ihren Höhepunkt in der Wiedergabe des Gerüchtes, Rohrbach beziehe, „wie man sagt", 30,000 Mark Gehalt. Hätten die guten Freunde den dritten Teil der Summe genannt, so wären sie der Wahrheit erheblich näher gekommen."

Es liegt auf der Hand, daß die Angriffe der Alldeutschen nur den Erfolg haben können, die Regierung von jedem Versuch abzuschrecken, sich nutzbare Kräfte außerhalb der bureaukratischen Schablone zu gewinnen. Es wäre zum mindesten erforderlich gewesen, daß die Rohrbach-Gegner so lange gewartet hätten, bis sich die Dunkelheit des neuen Regierungskommissars einigermaßen übersehen läßt. Ein Zeitraum von 14 Tagen reicht dazu selbstverständlich nicht aus.

---

* Zu der von uns schon erörterten **Altonaer Rede** des preußischen Handelsministers **Möller** schreibt uns unser Hamburger Korrespondent:

Die Ausführungen des Handelsministers bezüglich einer Bevorzugung Hamburgs sind im jetzigen Augenblicke besonders interessant, weil sie eine Beleuchtung durch ein soeben erschienenes Buch erhalten, welches unter Benutzung des Aktenmaterials die Tätigkeit der drei Hamburger Bürgermeister Kirchenpauer, Petersen und Versmann schildert und besonders dem Zollanschluß lange Kapitel widmet. Damals gab die durch die Reichsverfassung gewährleistete Selbstständigkeit Hamburg die Möglichkeit, die Einverleibung Hamburgs in den Zollbund in einem länger als 10 Jahre dauernden Kampfe trotz aller Drohungen Bismarcks wenigstens soweit zu hintreiben, daß ein ausreichend großer Freihafenbezirk für Hamburg geschaffen wurde. Altona, welches ebenfalls nicht dem Zollinlande angehörte, vermochte sich nicht zu wehren und erhielt nicht einmal einen Freihafen. Daß ihm im Jahre 1902 für einen Teil seines Hafens ein Freibezirk gewährt wurde, ist wertlos. Der Vorsprung Hamburgs in allen seinen Hafeneinrichtungen ist viel zu groß. Nicht die selbständige Stellung Hamburgs war an der mangelhaften Entwickelung Altonas als Hafen schuld, sondern die Taktik des preußischen Ministeriums, in welchem zur entscheidenden Zeit Bismarck Handelsminister war.

Aus den Konzerten.

Von

Dr. Leopold Schmidt.

Das letzte Philharmonische Konzert gab in mehrfacher Hinsicht zu denken. Es gilt als eine besondere Bevorzugung, in diesen Konzerten als Solist auftreten zu dürfen, und von jeher sind, wohl fast ausnahmslos, die Besten und Reifsten dazu berufen worden. Zu den Besten gehört Artur Schnabel, dem am Montag diese Ehre zu teil wurde, unbedingt, zu den Reifsten noch nicht. Der junge Pianist hat sich allseitig Sympathien erworben, und ich schätze gewiß sein Können und seine nachdenkliche Art, zu musizieren, aber wie er das D-moll-Konzert von Brahms spielte, das war nichts weniger als schön. Das war nicht mehr das gewaltige, urgesunde, kraftstrotzende Werk, das wir oft genug vom Meister selbst gehört haben, das war eine verschwommene, in den Dämmer zaghafter Empfindungen gerückte, auf den kleinen Effekt anstatt auf die große Wirkung zugespitzte Musik. Gegen solche dekadente Art der Darstellung muß jeder ehrliche Brahms-Freund protestieren. Das Schlimme ist, daß Schnabel wirklich so empfindet; er ist ein ehrlicher Musiker und hat sicherlich lange darüber nachgedacht, ehe er zu diesem Resultat kam, das — bezeichnend genug! — im Saale lautes Echo weckte. Daß technisch nicht alles auf der Höhe war, bedeutet demgegenüber wenig: der ausgezeichnete Klavierspieler verleugnete sich auch am Montag nicht. Dem Interpreten aber kann man nicht dringend genug wünschen, daß er sich aus dem Banne seines melancholischen Subjektivismus befreien, mehr die Werke auf sich als seine Persönlichkeit auf jene wirken lassen, weniger grübeln und frischer zugreifen möge.

Eigentlich hatte ich mir von dem Abend etwas versprochen. Die Zeit, wo man der Brahmsschen Musik vorurteilsvoll und verständnislos gegenüberstand, ist ja vorbei, dank dem Eingreifen großer Künstler und der natürlichen Anpassungsfähigkeit der Menge. Das Publikum merkt, daß sich die Phrasen von Melodienarmut, Grübelei, Verstandesmusik u. s. w. nicht mehr aufrechterhalten lassen. Fritz Steinbach, Siegfried Ochs und andere haben nach Bülow die sinnliche Seite des Brahmsschen Melos überzeugend zur Geltung gebracht. Auch Schnabel ist einer von den Berufenen; in seiner Natur deckt sich so manches mit der des Meisters. Wie schade, daß er sein Ziel auf so künstlich beleuchteten Wegen sucht!

Gewundert habe ich mich über Nikisch — und damit komme ich auf einen dritten Punkt, der der Erwägung wert zu sein scheint. Ruhig machte er alle Sonderbarkeiten mit. Als die grandiose Einleitung vor dem Eintritt des Solos wie ein mattes Lichtchen verlöschte und das erste Thema aus der freien Natur in das Studierzimmer eines kränklichen Gelehrten geführt wurde, da mußte ich an den Begründer der Philharmonischen Konzerte denken, der beim dritten Takte hochgefahren wäre. Ich beschwöre sonst diesen Schatten, der etwas gar zu Erdrückendes hat, nicht gern herauf. Aber ist es wirklich die Aufgabe des Dirigenten, an dieser Stelle die Tugenden des gut begleitenden Kapellmeisters zu üben? Hier, wo für ganz Deutschland Vorbildliches geboten werden sollte, liegt nach meiner Auffassung eine pädagogische, eine Kulturaufgabe vor, und ein Mann wie Nikisch darf, unbeschadet der Rechte des Solisten, im wichtiger Stunde sich erlauben zu sagen: „Das geht nicht."

Im übrigen wurden an diesem Abend vom Orchester außer einer Novität Schumanns Genoveva-Ouverture und die Achte von Beethoven gespielt. Ich hörte von diesen beiden die Ouverture, in der die Hörner etwas hart und poesielos klangen, die aber sonst flingemäß zur Ausführung kam. Die Novität war von E. N. v. Reznicek, eine „idyllische" Ouverture in Es-dur. Ein schwaches Werk des Komponisten, der in seiner Symphonie, namentlich aber in seinem „Till Eulenspiegel" schon erheblich Besseres geboten hat. Abgesehen davon, daß der Charakter der Musik so wenig idyllisch ist wie die gewählte Tonart — ich würde ihn mehr burlesk nennen — ist der Gedankengehalt doch gar zu leicht gewogen. Hier könnte man indessen noch an die Absicht denken, populär zu sein. Das Unorganische jedoch in der Verbindung und Ausnutzung der Ideen muß wohl als unbeabsichtigt gelten; die größte Sorgfalt ist der Instrumentation gewidmet, die wie häufig bei Reznicek bunt und grell, aber geschickt und von kecken Allüren ist. Nach allem scheint es, daß der Komponist immer auf der Bühne das glücklichste Feld seiner Betätigung finden wird.

Im Beethoven-Saal ließ sich abermals ein neues Streichquartett, und zwar ein „nationales" hören. Diesmal gab es vier Russen, die uns mit ihrer Kunst bekannt machen, die Herren Boris Kamensky, Raum Kranz, Alex Bornemann und Sigismund Butkewitsch aus Petersburg, die auf Veranlassung und im Dienste des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz seit Jahren zusammenwirken. Was Einheitlichkeit des Stils betrifft und Feinheit in der Herausarbeitung des Details, kann sich dies Quartett mit seinen berühmten Genossen aus Böhmen zu mindestens messen. Ihr Temperament ist ein milderes, mehr melancholisches. Sehr zu statten kommen den Darbietungen die wundervollen alten Instrumente, deren dunkle Klangfarbe so recht dem Charakter der russischen Musik entspricht; die erste Violine klingt manchmal fast bratschenähnlich. Die ausgezeichneten Leistungen wurden mit gebührendem Beifall aufgenommen; ein sicheres Urteil wird man aber erst gewinnen, wenn die Herren andere als nationale Musik spielen werden, was ihr nächstes Programm übrigens verspricht.

Daß man unter den vielen Solisten im Konzertsaal einer neuen und zugleich bedeutenden Erscheinung begegnet, ist selten und deshalb doppelt willkommen. Adelina Bailet, die am Sonnabend mit dem Philharmonischen Orchester in der Singakademie spielte, ist eine Pianistin, die vom